

Streit der Fakultäten: Aggression und Gewalt im interdisziplinären Blick

2.1 Definitionen und Kampfbegriffe – 6

2.1.1 Aggression als evolutives Erbe – 7

2.1.2 Gewalt als gesellschaftlich normierte Aggression – 10

2.2 Ursachensuche – 13

2.2.1 Erkenntnisstrategien – 13

2.2.2 Analyseebenen für Aggression und Gewalt – Ein erstes Modell – 16

2.2.3 Bio-psycho-soziale Mechanismen – 16

2.1 Definitionen und Kampfbegriffe

2

Das Strafrecht bemüht sich um möglichst eindeutige Definitionen aggressiver Akte – mit erheblichen Konsequenzen für die Täter. Die Wissenschaften, die sich mit Aggression und Gewalt befassen, haben ein breiteres Spektrum an Begriffsbestimmungen entwickelt. Alle Wissenschaften sollten ihre Gegenstände möglichst klar definieren. Im Falle von »Aggression« und »Gewalt« fällt das jedoch noch schwerer als sonst.

Der erste Grund dafür ist das weite *Spektrum von Phänomenen*, die im Alltag, von Politik, Justiz und Medien wie auch von verschiedenen Wissenschaften unter diesen Begriffen zusammengefasst werden. Die Formen der Aggression sind so heterogen wie die Felder, in denen sie auftritt: der kleine Junge, der seinen Spielkameraden vom Sandkasten wegschubst, die Schülerin, die andere verpetzt, der Jugendliche, der einen anderen verdrischt, der Chef, der seine Mitarbeiter anbrüllt, der Raubmörder, der eine alte Frau überfällt, der Soldat, der im Krieg auf andere schießt, die staatliche Gewalt, die Gewalt der Revolutionäre und der Terroristen, Bürgerkrieg und Völkermord. Geht man vor den menschlichen Bereich zurück, kommen die Tiere dazu, die Artgenossen aus ihren Revieren jagen, Rivalen um Weibchen wegbeißen oder den Nachwuchs töten.

Ein zweiter Grund, der eine Definition von Aggression und Gewalt erschwert, liegt in den *unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven* auf solche Erscheinungen und die herangezogenen Erklärungsebenen. Die soziologischen, ethnologischen, politikwissenschaftlichen, kriminologischen, entwicklungspsychologischen, psychiatrischen, ethologischen oder neurobiologischen Anstrengungen, die Phänomene zu erkunden, sind aus unterschiedlichen Traditionen, Interessen und Ausblendungen entstanden. So teilt die Zoologie Aggressionsformen von Tieren anders ein als die Kriminologie jene von Menschen. Selbst innerhalb der verschiedenen Disziplinen herrscht keineswegs Übereinstimmung. Manche sprechen von Aggressionen nur im Plural, andere versuchen, wegen der Definitionsschwierigkeiten den Begriff der Aggression ganz zu vermeiden und greifen zu alternativen Konzepten wie z. B. Machtausübung durch »Zwang« (*coercive action*),

d. h. durch Bedrohung, Bestrafung und körperliche Gewalt (Tedeschi 2002, S. 580). In der Psychiatrie wird Aggression oft als ein Teil weiter reichender Syndrome betrachtet, z. B. der antisozialen Persönlichkeitsstörung.

Ein dritter Grund, der eine Definition schwierig macht, besteht darin, dass die wissenschaftliche Annäherung komplizierte Schichten von *sozialen Konstruktionen* durchdringen muss: Über Gewalt wird von Philosophen und Theologen, Historikern und Politikern, Juristen und Polizisten, Militärs und Friedensaktivisten, Ärzten und Psychiatern, Pädagogen und Journalisten geschrieben und geredet, in unterschiedlichsten sozialen und kulturellen Kontexten und im wechselnden Gestus der Begründung, Rechtfertigung, Verteidigung, Betroffenheit, Schmähung, Anklage oder Therapiebedürftigkeit.

Angesichts solcher Unsicherheiten über Begriffe in den verschiedenen Wissenschaften richtet sich oft ein hilfesuchender Blick auf die *Philosophie*. Doch in diesem Fall hilft auch das kaum weiter. Zwar haben sich Philosophen seit alters gelegentlich Fragen aggressiven Verhaltens und politischer Gewalt zugewandt. Die Länder um das Mittelmeer lieferten ja schon in der Antike reichhaltiges Anschauungsmaterial an Kriegen, blutrünstigen Tragödien und gewalttätigen Massenspektakeln (der römische Circus Maximus hatte mehr Zuschauerplätze als die meisten großen Fußballstadien heute). In der Geschichte der Ethik und politischen Philosophie gab es immer wieder Überlegungen zu Gewalt, doch systematischer wurden solche Fragen erst in der Neuzeit behandelt. Besonders folgenreich tat dies Thomas Hobbes, der als Antwort auf die Aggression und das Machtstreben der Individuen eine starke staatliche Gewalt propagierte (Hobbes 1965, S. 76 f., 97 ff.). Erst in den letzten Jahrzehnten scheinen philosophische Abhandlungen zu Gewalt häufiger geworden zu sein (z. B. von Hannah Arendt oder Zygmunt Baumann). Doch auch in dieser neuen Diskussion ist wenig Konsens festzustellen (Burgess-Jackson 2002), der uns weiterhelfen könnte.

Soll man also für *Begriffe* und *Definitionen* von Aggression und Gewalt auf Verhalten, auf Handeln, auf Ereignisse oder auf Sachverhalte setzen? Soll man von Tätern ausgehen oder auch die Sicht der Opfer einschließen? Sollen subjektive Perspektiven

zugelassen werden oder nur objektive Beschreibungen? Der folgende Blick auf unterschiedliche Definitionsversuche zu Aggression und Gewalt in verschiedenen Wissenschaften zeigt das breite Spektrum von Antworten auf diese Fragen.

2.1.1 Aggression als evolutives Erbe

Das Wort »Aggression« geht auf die lateinische Form *aggredi* (»angreifen«, »herangehen«) zurück. Einige Versuche, Aggression zu definieren, kategorisierten *unterschiedliche Typen von Aggression* entlang verschiedener Formen des *Verhaltens* (körperlich, verbal usw.). Andere Definitionen halten verschiedene *Vorläufer* auseinander (von der Phylogenese, der biotischen Stammesgeschichte der Menschheit bis zur Ontogenese, der individuellen Entwicklung einer Person) oder verschiedene *Konsequenzen* (z. B. physische oder psychische Verletzungen). In diesem Sinne haben Gendreau und Archer (2005) in Anknüpfung an einen Vorschlag von Cairns (1979) die wichtigsten Themen der Aggressionsforschung in einer multidimensionalen *Klassifikation* zusammengefasst, die für die Forschung über Tiere und Menschen anwendbar sein soll. Diese Autoren strukturieren die *Themen der Aggressionsforschung* – hier etwas vereinfacht dargestellt – folgendermaßen:

- Vorläufer
 - auslösender Kontext (besondere Umstände oder kein externer Auslöser),
 - neurobiologische Mechanismen (neocortikal oder subcortikal vermittelt),
 - Entwicklung (bestimmter Entwicklungsverlauf innerhalb oder außerhalb der Normen);
- Erscheinungsweisen
 - spezielle Verhaltensformen (direkte oder indirekte Handlungen);
- Konsequenzen
 - Folgen für andere (physische oder mentale Verletzung von anderen),
 - Folgen für einen selbst (erhält langfristige soziale Belohnung oder sofortige emotionale Belohnung) (Gendreau u. Archer 2005, S. 30; Cairns 1979).

Dabei gibt es nach Angaben dieser Wissenschaftler auch sich überlappende Kategorien: So kann die elterliche Aggression eines Tieres sowohl im Kontext der unmittelbaren Vorläuferbedingung beschrieben werden (z. B. der zugrundeliegenden neurophysiologischen Mechanismen) als auch im Kontext der langfristig wirksamen Funktion (Überleben der Nachkommen).

Um Subtypen von Aggression, besonders bei Tieren, zu differenzieren, wurde vor allem auf naheliegende *Vorläufervariablen* in der Situation geachtet, etwa die Anwesenheit eines anderen Tieres der gleichen Art oder einer Bedrohung. Einerseits gibt es dabei eine Aggression der *Begierde*, bei der eine Situation oder ein Objekt (z. B. Paarungspartner) gesucht wird. Andererseits gibt es eine aus Widerwillen geborene (»aversive«) Aggression zur *Vermeidung* bestimmter Situationen, wenn etwa auf Bedrohung und Schmerz mit einem Angriff reagiert wird. Je nachdem, welche Gehirnregionen durch externe bedrohliche oder schmerzliche Reize aktiviert werden, kommt es zu furcht- oder ärger-induzierter, defensiver oder offensiver Aggression. Bei Menschen kann es zu reaktiver Aggression auf Provokation und Frustration kommen. Proaktive Aggression braucht dagegen keinen unmittelbaren Auslöser, sie ist geplant, kontrolliert und von vorausgegangenem sozialen Lernen und externer Verstärkung abhängig (Gendreau u. Archer 2005, S. 34 ff.).

Doch zu all diesen Definitionsvorschlägen wurden in der wissenschaftlichen Diskussion Pro- und Contra-Argumente vorgebracht. So betonen manche Aggressionsdefinitionen Vorläufer wie die Motivation, Leid zuzufügen, um daraus Befriedigung zu erlangen. Das nannte Feshbach (1964) »feindselige Aggression« (*hostile aggression*), im Gegensatz zur »instrumentellen« Aggression, die andere Ziele verfolgt (z. B. eine Ressource zu erlangen). Kritiker bemängeln, »feindselige Aggression« klinge tautologisch und Aggression könne nicht nur zum Vergnügen, sondern auch zur Beendigung einer lästigen Situation dienen – beides impliziert ein emotionales Ergebnis bzw. eine Belohnung. Angesichts mancher aggressiver Akte wird auch vorgeschlagen, »prosoziale Aggression« einzuführen, was widersprüchlich klingt und eher eine Frage der Perspektive ist: Eltern, die ihr Kind schlagen,

weil es eine verkehrsreiche Straße überqueren will, sehen sich dazu legitimiert, um das Kind vor langfristigen Schaden zu bewahren. Doch das Kind empfindet den Schlag wahrscheinlich ganz anders. Manche Autoren sehen in der Klassifikation von Aggression nach den *Verhaltensformen* eine Möglichkeit, intrinsische Begriffe wie Motivation, Verletzungszintention usw. zu vermeiden. Aber dann müssen viele Erscheinungsformen unter das Etikett »Aggression« gepackt werden, die eigentlich je nach Spezies (Tiere, Menschen) und Alter (Kind, Erwachsener) unterschiedlich ausfallen. Feinere Differenzierungen erfolgen nach offener körperlicher oder verbaler und verdeckter, indirekter, relationaler bzw. sozialer Aggression, z. B. jemanden ächten oder Gerüchte streuen, um jemandem zu schaden (Gendreau u. Archer 2005, S. 31 ff.). Diese letzteren Formen aggressiven Verhaltens werden eher von Mädchen und Frauen benutzt (Foster u. Hagan 2002, S. 687 f.) und auch als *Beziehungsaggression* bezeichnet.

Was schließlich die *Konsequenzen* aggressiven Verhaltens betrifft, unterschied Moyer (1968) mehrere Kategorien aggressiven Verhaltens, insbesondere bei Tieren, hinsichtlich ihres *funktionalen Werts* und der zugrunde liegenden Reize: Raubtieraggression, Aggression zwischen Männchen, durch Furcht ausgelöste Aggression, durch Gereiztheit bedingte Aggression, Territorialverteidigung, mütterliche Aggression, instrumentelle Aggression und eventuell noch sexualitätsbezogene Aggression. Auf ähnliche Weise versuchte die soziobiologische Klassifikation von Wilson (1975), bei Tier und Mensch territoriale, dominante, sexuelle, elterlich-disziplinierende, entwöhnende, moralistische, Raubtieraggression und eine zur Verteidigung gegen Raubtiere gerichtete Aggression zu unterscheiden. Solchen Klassifikationen liegen also eklektische Kriterien zugrunde: Ziele (z. B. Beute), Kontexte (z. B. Territorium), Funktionen (z. B. sexueller Zugang), Emotionszustände (z. B. Furcht, Ärger) oder Lerninhalte und -prozesse (z. B. moralische Sozialisation). Später gab es Versuche, die Einteilung zu vereinfachen, etwa in kompetitive und protektive Aggression (Archer 1988). Das Beutemachen eines Raubtieres ist neuronal und motivational von innerartlicher Aggression zu unterscheiden: Wenn Katzen sich an Beutetiere heranpirschen, zeigen sie

andere emotionale Zustände und Verhaltensweisen, als wenn sie untereinander kämpfen.

Als wichtige Indikatoren aggressiver Akte werden auch die Konsequenzen von Leid und Verletzung genannt. Allerdings sind das relativ subjektive Kriterien, die von der Empfindlichkeit des Opfers abhängen.

Die Aggressionsforschung profitiert davon, dass aufgrund eines langen gemeinsamen Teils der Evolutionsgeschichte (Phylogenese) die Gehirne von Menschen und anderen Säugetieren viele Strukturen und neurochemische Eigenschaften gemeinsam haben (Homologie). Daher lassen sich für die unterschiedlichen Typen von Aggression entsprechende neurale Systeme in Tieren untersuchen. Es könnte allerdings sein, dass weniger neurale Schaltkreise entdeckt werden, als es kontextabhängige Aggressionstypen gibt, d. h., mehreren aggressiven Erscheinungsformen könnten dieselben Gehirnstrukturen zugrunde liegen, wie Panksepp (1998) annimmt, der in den Hirnen von Katzen und Ratten Bereiche für drei Subtypen von Aggression analysiert hat: Raubtieraggression, affektive oder wütende Aggression sowie Aggression zwischen Männchen (die beiden letzten Formen könnte man in Analogie zu defensiver und offensiver Aggression bringen). Die auf Beute gerichtete Raubtieraggression bringt Panksepp mit dem Ziele suchenden (appetitiven) Motivationssystem des Gehirns in Verbindung, die affektive Aggression mit dem Furcht- und Wutsystem, für die zwischenmännliche Aggression hat er noch keine genauen Korrelate im Gehirn gefunden. Während bei einigen primitiveren Formen der Aggression (wie der Reaktion auf Bedrohung oder Schmerz) die entsprechenden tierischen und menschlichen Hirnstrukturen ähnlich sind, basieren einige komplizierte und differenzierte Formen menschlicher Aggression auf spezifisch menschlichen neuronalen Strukturen, die sich zudem im Lebenslauf von Kindern und Jugendlichen (Ontogenese) noch entwickeln, z. B. die Kontrolle über Verhaltensreaktionen, die im Neocortex ausgeübt wird (Gendreau u. Archer 2005, S. 36 ff.).

In der wissenschaftlichen Literatur wird immer wieder versucht, empirische Belege für ein *dualistisches* System von Aggressionsformen zu liefern, unter anderem werden folgende Gegenpole vorgeschlagen: offen vs. verdeckt, reaktiv vs. proaktiv,

affektiv vs. raubtierhaft, defensiv vs. offensiv, sozialisiert vs. untersozialisiert, impulsiv vs. kontrolliert, feindselig vs. instrumentell, impulsiv vs. geplant (Fegert 2007).

Einige Autoren kombinieren auch mehrere dieser Facetten, etwa Steiner (2006):

- reaktive, affektive, defensive, impulsive (RADI) *heiße Aggression*,
- proaktive, instrumentelle, planerische (PIP) *kalte Aggression*.

Diese »heißen« und »kalten« Aggressionsformen finden sich schon in den Anfängen abendländischer Literatur bei Homer. In der *Ilias* gibt Hektor ein Beispiel für die *heiße Variante* der Aggression aus extremer Wut, der *lyssa*:

Hektor, im vollen Bewusstsein der eigenen Stärke, /
wütet ganz furchtbar, bauend auf Zeus, nimmt
weder auf Menschen / Rücksicht noch auf Götter;
die rasende Wut ist in ihn gefahren.
(Homer: *Ilias* IX, 237 ff.)

Ein Beispiel für die *kalte Variante*, die planende Aggression, gibt Odysseus, als er nach Hause zurückkehrt, die seine Frau belagernden Freier bemerkt und nachdenkt, sie umzubringen:

Schlaflos ruhte Odysseus und sann den Freiern
Verderben (...) / Planend ließ die Gedanken er
schweifen, hierhin und dorthin (...) / ebenso
wanderten seine Erwägungen hierhin
und dorthin, / wie er den Kampf mit den
schamlosen Freiern aufnehmen könne, / er, als
einzelner, gegen so viele.
(Homer: *Odyssee* XX, 5 und 24 ff.)

Allerdings fassen solche dualistischen Unterscheidungen sehr heterogene Untertypen von Aggression zusammen, etwa die RADI-Dimension mit ihren reaktiven, affektiven, defensiven und impulsiven Formen »heißer« Aggression. Ein Phänomen wie Feshbachs (1964) »expressive« Aggression, ein impulsiver, zielloser Ärgerausbruch, wäre nicht unbedingt defensiv oder reaktiv, er könnte auch ohne bewussten Anlass geschehen (höchstens auf lange vergangene Frustrationen reagieren). Diese Art Aggression wäre aber auch nicht »zwecklos« (eine Form von Gewalttätigkeit, die Soziologen ge-

legentlich vorschlagen), denn sie hätte psychisch eine entspannende und neuronal eine belohnende Funktion.

Auch die *Psychiatrie* beschäftigt sich mit aggressivem Verhalten von Menschen, insbesondere solchen Arten, die gesellschaftliche Normen überschreiten. Sie sieht sie als Element eines Syndroms, das früher meist *Psychopathie* genannt wurde und eine misslungene Anpassung an die Umwelt bezeichnen sollte. Heute spricht man oft von einer *antisozialen Persönlichkeitsstörung* (APS), die im Klassifikationssystem für psychische Störungen der American Psychiatric Association, dem *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders, DSM-IV-TR*, 301.7 genannt wird (APA 2000): gewissenlos, skrupellos, unverantwortlich, apathisch gegenüber anderen, andere tadelnd, manipulativ, kommandierend, kaltblütig, soziale Verpflichtungen missachtend usw. In der Internationalen Klassifikation der Krankheiten (International Classification of Diseases, ICD) wird die antisoziale Persönlichkeitsstörung als *dissoziale Persönlichkeitsstörung* gelistet (ICD-10, F60.2) (DIMDI 2007).

In der psychiatrischen Forschung wird häufig ein Diagnoseinstrument eingesetzt, das auf *Psychopathie i. e. S.* zielt und nicht nur wie DSM und ICD zentral auf das Verhalten, sondern auch auf emotionale Aspekte, schwache Verhaltenskontrolle, die Unfähigkeit zur Reue, den Einsatz von Charme, Einschüchterung oder notfalls Gewalt abhebt: die *Hare Psychopathy Checklist – Revised* (PCL-R) (Hare 1991). Nur etwa ein Drittel derer, die mit der Diagnose »antisoziale Persönlichkeitsstörung« belegt werden, erfüllen auch die Kriterien für »Psychopathie« (Hart u. Hare 1996). Anders gesagt: Fast alle Personen, die nach der PCL-R als Psychopathen kategorisiert werden können, erfüllen auch die Kriterien der antisozialen Persönlichkeit (APS) nach DSM-IV-TR, aber umgekehrt sind die meisten Individuen mit APS keine Psychopathen (Taylor LaBrode 2007).

Interessant im Hinblick auf Aggressionsformen ist eine Kategorisierung der Merkmale der *antisozialen Persönlichkeitsstörung*, wie sie auch z. B. in der Diskussion der Wikipedia (Antisoziale Persönlichkeitsstörung 2008) zustande kam:

- *instrumentell-dissoziales Verhalten*, das mit übersteigertem Selbstvertrauen und Macht-

gefühl verbunden ist, ohne Einfühlungsvermögen und Angst auf die Erlangung von Macht und Reichtum ausgerichtet ist,

- *impulsiv-feindseliges Verhalten*, das auf Ärger, Wut und geringer Frustrationstoleranz basiert, Handlungen anderer als provokativ oder bedrohlich wahrnimmt und ungeplant aggressiv agiert,
- *ängstlich-aggressives Verhalten*, das auf Schüchternheit und Angst beruht, im Extremfall aber in Gewaltausbrüchen explodieren sowie mit posttraumatischen Erlebnissen verbunden sein kann,

wobei auch Mischtypen auftreten können. Obwohl diese Kategorien nach den Diagnosekatalogen erst für Jugendliche bzw. Erwachsene gelten, decken sie bereits in der Kindheit beginnende Muster der Missachtung von Regeln ab, z. B. Schuleschwänzen, Vandalismus, Weglaufen von zu Hause, Kriminalität, körperliche Aggressivität, begleitet von Reizbarkeit, geringer Frustrationstoleranz, Impulsivität, Risikobereitschaft, fehlendem Schuldgefühl, Rationalisierung des eigenen Verhaltens und geringer Planungsfähigkeit (Antisoziale Persönlichkeitsstörung 2008). Eine Arbeitsgruppe u. a. aus Forschern, Klinikern und Elternvertretern fand einen Konsens dazu, dass im Rahmen der Kinderpsychiatrie *impulsive Aggression* ein über mehrere diagnostische Kriterien hinweg stabiles Konstrukt kennzeichnet (Jensen et al. 2007).

Solche Merkmalskombinationen für psychiatrische Zwecke sind indes kontextabhängig. Ein Beispiel: In diktatorischen politischen Systemen können bestimmte Formen solcher Verhaltensweisen einen moralisch begründeten Widerstand gegen die Obrigkeit darstellen. Dagegen behandeln solche Regimes selbst die auf ihre Repression mit Gewalt reagierenden Menschen gerne als gefährliche pathologische Fälle und sperren sie weg.

Obwohl ein Teil von Menschen mit antisozialer Persönlichkeitsstörung auch in demokratischen Staaten im Gefängnis landet, ist Kriminalität kein notwendiger Bestandteil der Diagnose. In der Gesamtbevölkerung nimmt das Klassifikationssystem DSM-IV bei 3 % der Männer und 1 % der Frauen eine antisoziale Persönlichkeitsstörung an. In psychiatrischen Einrichtungen und Haftanstalten

finden sich jedoch erheblich mehr Personen mit diesem Syndrom, in amerikanischen Gefängnissen zwischen etwa 10 und 30 % (Lück et al. 2005, S. 73).

Zur Ermittlung von problematischen Persönlichkeitsaspekten, darunter Aggression, bei Kindern und Jugendlichen, wurden einige Verfahren international sehr häufig eingesetzt. Dazu gehört die *Child Behavior Checklist (CBCL)* nach Achenbach (1992) für unterschiedliche Altersgruppen von Kindern und Jugendlichen, die in weiten Bereichen mit den Kategorien des DSM überlappt (Elting 2003, S. 35 ff.).

In der Forschung werden die Terminologien und Merkmalslisten für Aggression, Psychopathie, antisoziale Persönlichkeitsstörung und bestimmte Verhaltensstörungen nebeneinander und teils überlappend benutzt, was den Vergleich von Untersuchungsergebnissen erschwert.

Nach all solchen Differenzierungen von Definitionsversuchen bleiben wir bei unserer zusammenfassenden *Arbeitsdefinition*:

- *Aggression* nennen wir ein Ensemble von aus der Naturgeschichte stammenden bio-psycho-sozialen Mechanismen, die der Selbstbehauptung oder Durchsetzung gegen andere mit schädigenden Mitteln dienen. Form und Stärke der Aggression werden durch die genetische Ausstattung des Individuums, seine Sozialisation und gesellschaftliche Umstände gestaltet, aktiviert oder gehemmt.
- *Aggressivität* nennen wir das individuelle Potential für aggressives Verhalten.

Der Begriff der Aggression ist weiter gefasst als der der Gewalt.

2.1.2 Gewalt als gesellschaftlich normierte Aggression

Wenn du einen Hund einmal geschlagen hast, brauchst du ihm nur noch die Peitsche zu zeigen.

(Sprichwort)

Im Falle von »Gewalt« erscheinen Definitionsprobleme noch komplizierter als bei »Aggression«. Bei Gewalt und ihren Kontexten geht es um sich his-

torisch wandelnde Begriffe, und schon Nietzsche hatte bemerkt, dass Begriffe, in denen sich ganze geschichtliche Prozesse zusammenziehen, nicht definierbar seien: »definierbar ist nur das, was keine Geschichte hat« (Nietzsche 1967, S. 224). Zudem ist die Diskussion über Gewalt abhängig vom jeweiligen Kulturkreis. Schon eine pluralistische mitteleuropäische Gesellschaft liefert hierzu ein breites Angebot an Begriffsverständnissen.

Versucht man z. B., die historische Entwicklung des Begriffs »Gewalt« im Deutschen nachzuvollziehen, bewegt man sich zwischen einem »Kompetenzbegriff« und einem »Aktionsbegriff« von Gewalt. Dies wird auf Differenzen zwischen römischen und germanischen Rechtsverhältnissen zurückgeführt. Das deutsche Wort »Gewalt« hat indogermanische Wurzeln: *val* mit den Verbformen *giwaltan*, *waldan*, d. h. Verfügungsmacht oder Herrschaft besitzen. Doch das heute gebrauchte deutsche Wort »Gewalt« ist ein Wechselbalg, der mehrere Bedeutungen umfasst, die andere Sprachen trennen: Einmal geht es um Begriffslinien direkter persönlicher Gewalt, die von den lateinischen Formen *vis*, *violencia* ausgehend in modernen Sprachen *violenza*, *violencia* oder *violence* heißen. Zum anderen geht es um legitime institutionelle Gewalt aus dem lateinischen *potestas*, in modernen Formen *potenza*, *poder*, *pouvoir* oder *power* (Imbusch 2002, S. 26 ff.). Was beide Linien wiederum verbindet, ist der häufige sachliche Konnex von Macht mit Gewalt: Die Macht des Mächtigen (rechtsgeschichtlich z. B. »väterliche Gewalt«, »staatliche Gewalt«) beruht darauf, notfalls Schwächere durch Androhung oder Ausübung von verletzender Gewalttätigkeit mittels des Einsatzes körperlicher Kraft zu etwas zwingen zu können.

In der europäischen Geschichte wird insbesondere seit dem Ende des Mittelalters Gewalt zunehmend durch die staatlichen Strukturen eingehegt – allerdings in einem seinerseits gewalttätigen Prozess von Revolutionen, Bürgerkriegen und Kriegen. Kein Wunder, dass in diesen Auseinandersetzungen Gewalt »von oben« und »von unten« unterschiedlich definiert und als Kampfbegriff eingesetzt wurde: Die Aktionen des Gegners werden als »Gewalt« gebrandmarkt, die eigenen aggressiven Akte als »Verteidigung«.

In den soziologischen Diskursen der Moderne war die *physische Gewalt* in Verbindung mit dem sozialtopologischen Element der *Macht* zentral. So sah der Soziologe Heinrich Popitz in der Gewalt eine Machttaktion, »die zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer führt, gleichgültig, ob sie für den Agierenden ihren Sinn im Vollzug selbst hat (als bloße Aktionsmacht) oder, in Drohungen umgesetzt, zu einer dauerhaften Unterwerfung (als bindende Aktionsmacht) führen soll« (Popitz 1992, S. 48).

Rechtsstaat, Justiz und Polizei haben ein erhebliches Interesse an einem juristisch klaren Gewaltbegriff, um entscheiden zu können, welche Handlungen von Staatsbürgern und Staat als »Gewalt« verboten sind. Gesellschaftskritische Autoren und soziale Bewegungen haben indes seit Ende der 1960er Jahre auf problematische Strukturen und Verhaltensroutinen staatlicher und gesellschaftlicher Institutionen hingewiesen, die sie selbst als Varianten von Gewalt beschrieben, z. B. den stigmatisierenden Umgang mit Randgruppen, psychische, verbale und strukturelle Gewalt. Das hat zu einer Aufblähung des Gewaltbegriffs geführt, der dem staatlichen Recht zu unpräzise und juristisch unanwendbar war. Expertengremien wie die »Gewaltkommission« (Schwind et al. 1990) und wissenschaftliche Gutachten für die Polizei (Neidhardt 1986) versuchten hierzu definitorische Klärung zu bringen. Das geschah eher pragmatisch als in der Sache begründet durch das Einschwenken auf einen juristisch leicht handhabbaren, engen *physischen Gewaltbegriff*: Körperliche Schäden wie Hämatome oder Knochenbrüche sind einfacher zu diagnostizieren als psychisches Leiden.

In der Folgezeit kam es dann zu einer »kuriosen Debatte« in der deutschen Gewaltforschung (Imbusch 2004), die manchmal eher Essayistik über Gewalt war. Hier wurden etwa Positionen vertreten, die facettenreiche, nicht gänzlich auf Ursachen zurückführbare, mysteriöse Elemente von Gewalt als Gattungsschicksal betonten und Gewalt auch als »Selbstzweck« sahen (Sofsky 1996), was alles nicht dem Erkenntnisfortschritt diene.

Während die philosophischen, sozialwissenschaftlichen und politischen Diskurse quasi aus der akademischen oder institutionellen Vogelperspektive auf Gewalt blickten, gab es auch Versuche,

sich solchen Phänomenen von unten, aus der Sicht der allgemeinen Bevölkerung anzunähern. Eine entsprechende Meinungsumfrage dazu, was alles unter Gewalt verstanden wird, mündete indes in einem breiten, kaum strukturierbaren Sammelsurium (Kaase u. Neidhardt 1990).

Einen neueren sozialwissenschaftlichen Versuch, die *Bedeutungselemente* des Gewaltbegriffs auseinanderzuhalten, beginnt Peter Imbusch mit den klassischen Fragen: wer, was, wie, wem, warum, wozu, weshalb? Er differenziert dementsprechend zwischen den Akteuren/Tätern, den Gewaltphänomenen wie Verletzungen, der Art der Gewaltausübung, den Opfern, den Ursachen, Gründen, Zielen, Motiven und Rechtfertigungsmustern (Imbusch 2002, S. 34 ff.). Anschließend unterscheidet er mehrere *Dimensionen* des Gewaltbegriffs auf verschiedenen Anwendungsebenen. Im Zentrum stehen dabei direkte physische Gewalt, institutionelle Gewalt, strukturelle Gewalt und kulturelle/symbolische Gewalt.

Direkte physische Gewalt wird nach Imbusch von jedem im gesellschaftlichen Leben verstanden, sie ist eine Art kulturell voraussetzungslose Universalsprache. Ihre gesellschaftliche Bedeutsamkeit liegt auch in ihrer *Möglichkeit*, mit deren Realisierung die Gesellschaftsangehörigen rechnen müssen. Sie stellt also ein Kontrollwerkzeug und politisches Machtinstrument dar (Neidhardt 1986, S. 134; Imbusch 2002, S. 37 f.). Im Vergleich zur physischen Gewalt müssen die Opfer *psychische Gewalt* keineswegs weniger gravierend empfinden. So berichteten uns in einer empirischen Studie Frauen und Männer, die als Kinder von ihren Eltern verprügelt worden waren, sie hätten solche körperlichen Bestrafungen oft schnell vergessen. Viel schmerzhafter, anhaltender (vielleicht erst später bemerkbar) seien die das Selbstwertgefühl schädigenden Sticheleien und ironisch-verbalen Demütigungen durch die Eltern in der Kindheit gewesen (Wahl 1989, S. 253).

Institutionelle Gewalt überschreitet die direkte personelle Gewalt, indem sie – abgestützt durch physische Sanktionsmöglichkeiten – auf eine dauerhafte Abhängigkeit bzw. Unterwerfung abzielt. Das gilt vor allem für den Staat mit seinem Gewaltmonopol, das er auf der ganzen Skalenbreite zwischen legalen und illegalen Formen ausüben kann,

demokratisch-behutsam oder staatsterroristisch. Das 20. Jahrhundert bietet hierzu viel Anschauungsmaterial. Galtungs (1975) Begriff der *strukturellen Gewalt*, der angesichts von Massenverleumdung, ungleichen Lebenschancen und unausgenutzten Lebenspotenzialen entwickelt wurde, will auf Formen des Leids zielen, die nicht mehr individuellen Tätern zuzuschreiben sind. Er selbst konzediert, dass dies alles auch mit sozialer Ungerechtigkeit beschrieben werden könnte, was diesen Gewaltbegriff unscharf und ersetzbar macht; er dient bestenfalls der Skandalisierung, nicht präziser Analyse (vgl. auch Nunner-Winkler 2004, S. 43 ff.). Ähnlich verhält es sich mit Galtungs (1990) Vorschlag von *kultureller Gewalt*, mit dem er die kulturellen Rechtfertigungen direkter, institutioneller und struktureller Gewalt durch Religionen, Ideologien usw. meint. Noch subtiler argumentiert Bourdieu (1993), der in die Sprache eingewobene *symbolische Gewalt* sieht, die Herrschaftsverhältnisse verstecken möchte. Allerdings scheinen uns Galtungs wie auch Bourdieus Ausweitungen des Gewaltbegriffs in andere Bereiche eher auf einen Wechsel der Kategorien Ebenen hinauszulaufen. Systembedingte, nicht auf individuelle Urheber oder wenigstens auf konkrete institutionelle oder wirtschaftliche Kollektivurheber zurechenbare Formen der Ungleichstellung wie bei Galtung sollten anders genannt werden. Und die sprachliche Legitimation, Verbrämung, Ideologisierung von Herrschaft wie bei Bourdieu sollte nicht gleichgesetzt werden mit Herrschaft selbst. Imbusch nennt bei seinem Dimensionierungsversuch des Gewaltbegriffs auch noch die – oft subkulturelle – *ritualisierte Gewalt*, etwa im Sport, bei Hardcore-Konzerten oder in der Sado-Maso-Szene. Er ergänzt seinen Systematisierungsversuch durch weitere Unterscheidungen nach Mikro- und Makro Gewalt, etwa bei Gruppengewalt, Eingebundensein in staatliche Organisationen usw. (Imbusch 2002, S. 39 ff.). Auch Imbuschs Dimensionierungs- und Typologisierungsversuche lassen noch Fragen offen, insbesondere die erwähnten Überdehnungen des Begriffs »Gewalt«.

Unterschiedliche Akteure mit ihren teils auseinanderlaufenden Interessen haben verschiedene Blickwinkel auf Gewaltphänomene, ihre Formen, Begründungen, Erklärungen, Instrumentalisierungen, Rechtfertigungen und Ächtungen. Zudem

handelt es sich bei Gewalt um ein höchst emotionsbesetztes Thema. All das erschwert objektivierende Beschreibungen und Analysen durch die Wissenschaften. Die Diskussion über Gewalt kann leicht in verschiedene Fallen tappen, vor denen Wilhelm Heitmeyer und John Hagan warnen: Gewalt nur noch zu individualisieren, zu pathologisieren oder zu biologisieren, ohne auf die komplexen sozialen Zusammenhänge zu achten (*Umdeutungsfalle*); mittels spektakulären Gewaltvokabulars massenmedial punkten zu wollen (*Skandalisierungsfalle*); überall im Alltag nur noch Gewalt zu wittern (*Inflationsfalle*); Betroffenheitsdiskurse mit simplen Täter-Opfer- und Gut-Böse-Schemata zu führen (*Moralisierungsfalle*); die Gewalt mancher Gruppen als normale oder natürliche Entwicklung zu deuten (*Normalisierungsfalle*) oder übervereinfachte Erklärungen von komplexer Gewalt anzubieten (*Reduktionsfalle*) (Heitmeyer u. Hagan 2002, S. 21). In der Gegenrichtung könnte man allerdings auch vor der *Falle der Biophobie* warnen, wenn vor lauter sozialen Faktoren und Konstruktionen nicht mehr die biotischen Fundamente und biopsychischen Mechanismen von Aggression gesehen werden.

Angesichts dieser differenzierten Definitionsversuche bleiben wir auch hier bei unserer zusammenfassenden *Arbeitsdefinition*:

- *Gewalt* nennen wir die Teilmenge von Aggression, die durch Gesellschaft und Staat jeweils sozial- und kulturhistorisch unterschiedlich normierte Formen hat. Oft ist Gewalt in eine Hierarchie eingebettet. Je nach Situation gibt es gebotene, gewünschte, geduldete oder geächtete Formen von Gewalt.

2.2 Ursachensuche

2.2.1 Erkenntnisstrategien

Bei den Versuchen zu *Erklärungen* von Aggression und Gewalt verfolgen die einzelnen Wissenschaftstraditionen unterschiedliche Strategien: Die *Sozialwissenschaften* blicken einerseits in einer *konstruktivistischen Perspektive* auf die soziokulturellen Konzeptionen von Gewalt durch verschiedene Akteure (Staat, soziale Bewegungen, Medien usw.). Andererseits thematisieren sie in einer *kausaltheo-*

retischen Perspektive einige naheliegende Ebenen von Gewaltursachen, wie weit etwa Gegebenheiten der Lebenswelt zu Frustration oder gesellschaftliche Ungleichheit zu Deprivation und diese dann zu Gewalttätigkeit führen. Historisch interessierte Sozialwissenschaften schauen zurück in die *Sozialgeschichte* dieser Phänomene bzw. Konstrukte, auf frühere Formen von individueller und kollektiver Gewalt, auf die Entwicklung von Mordraten und Kriegen sowie deren sozialgeschichtliche Voraussetzungen. Dieser Blick »von oben« (den differenzierten Gewaltphänomenen der Gegenwart) auf die unmittelbar »darunter« liegenden Faktoren der vorausgehenden Situation sowie in historische Vorläufer von Gewalt kann helfen, einige allgemeinere Voraussetzungen und Mechanismen von Gewalt sichtbar machen.

Doch eine zu kurz springende Top-down-Strategie läuft Gefahr, sich in der aufregenden Fülle der Gewalterscheinungen in der alltäglichen Lebenswelt und Historie zu verlieren und kaum mehr systematisch nach Wurzeln zu graben. Wie Luhmann resigniert notierte: »Forscher, die man mit dem Auftrag festzustellen, wie es wirklich war, ins Feld jagt, kommen nicht zurück; sie apportieren nicht, sie rapportieren nicht, sie bleiben stehen und schnuppern entzückt an den Details« (Luhmann 1981, S. 49). Wenn die Sozialwissenschaften dann nach Gewaltursachen suchen, bleiben sie meist bei den letzten (mehr oder weniger aktuellen) Gliedern langer Kausalketten oder -netze hängen und blenden die früheren Abschnitte dieser Ketten aus.

Für eine forschungsökonomische und systematische Ursachensuche empfiehlt sich daher eine zweite Strategie. Sie folgt dem wissenschaftstheoretischen Sparsamkeitsgebot des nach dem mittelalterlichen Philosophen William of Ockham benannten »Ockham'schen Rasiermesser«, theoretische Modelle nur so komplex zu halten wie nötig. Dieser Maxime dient eine Bottom-up-Strategie, die mit der *naturwissenschaftlichen* Rekonstruktion früher, einfacher Formen tierischer und menschlicher Aggression in der Evolution beginnt (phylogenetische Rekonstruktion). Sie fragt nach den biotischen Funktionen dieser Verhaltensformen und schreitet von da den Weg weiter, um die evolutive und historische Entwicklung und Ausdifferenzierung aggressiver Formen bis zur heutigen Lebenswelt zu

untersuchen. Nach den biologischen Wissenschaften kommen hier auch die *Sozialanthropologie*, *Ethnologie*, *Sozialgeschichte* und *politische Geschichte* ins Spiel, um die historischen Entwicklungen und kulturellen Variationen von Gewalt zu untersuchen (soziokulturelle Rekonstruktion). Neben diesen phylogenetischen und historischen Aufarbeitungen interessiert auch die individuelle Entwicklung von Aggression im Lebenslauf der Menschen. Dementsprechend analysiert die *Entwicklungspsychologie* die Phasen der Entfaltung von Aggressivität bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, und die *Sozialisationsforschung* betrachtet den Einfluss von Familien, Freundschaftsgruppen, Bildungssystemen usw. auf diesen Prozess (ontogenetische Rekonstruktion).

Bei einer solchen Bottom-up-Strategie stoßen die Wissenschaften zu immer komplexeren Phänomenen vor – und die Komplexität steigert sich im Wechselspiel molekularer, genetischer, physiologischer, psychischer und soziokultureller Strukturen und Prozesse, die nicht alle partout reduktionistisch auf simple Formen zurückführbar oder durch einheitliche Theorien erklärbar sind. Für die dazu notwendige Theorieform hat man den Ausdruck »integrativen Pluralismus« vorgeschlagen (Mitchell 2008; Mitchell u. Diettrich 2005), man könnte es etwas präziser auch eine *vertikale Integration* von Theorien nennen (Wahl 2000). Eine Bottom-up-Erkennnisstrategie kann dazu evolutionstheoretisch und historisch »aufgeklärter« an die Entzifferung der Komplexität der aktuellen Fülle an Aggressions- und Gewaltphänomenen und ihrer Ursachen auf den unterschiedlichen Ebenen herangehen, weil sie die gemeinsamen Wurzeln und Funktionen schon kennt. Dieses Buch versucht beide Strategien – Bottom-up und Top-down – zu kombinieren.

Was hier wie eine friedliche Koexistenz oder sogar Kooperation von Erkenntnisstrategien aussieht, war im Verlauf der Wissenschaftsgeschichte freilich auch ein Kampfplatz. Insbesondere zwischen den Natur- und Sozialwissenschaften (aber auch innerhalb derselben) gibt es ein langes Ringen um die Deutungs- und Erklärungshoheit im Hinblick auf Aggression und Gewalt, auch mit politischen Implikationen. So warnte eine 1986 von einer Gruppe internationaler Wissenschaftler in Sevilla beschlossene Erklärung, die sich einige

Jahre später die UNESCO zu eigen machte, es sei wissenschaftlich inkorrekt zu sagen, wir hätten von unseren Vorfahren kriegerische Tendenzen geerbt, es gebe genetische Programme für Gewaltverhalten und ein »gewalttätiges Gehirn«. Vielmehr beginne der Krieg im Geist der Menschen, und auch der Frieden beginne dort (UNESCO 1989). Diese Erklärung, die sich damals politisch korrekt und voller Verantwortung für die Friedenssuche gab, hätte heute angesichts vieler neuer Forschungsbefunde weniger wissenschaftliche Unterstützung. Archäologie und Geschichtsforscher fanden viele Spuren von Gewalt bei Menschenaffen und frühen Menschen, auch Gruppenauseinandersetzungen bzw. Kriege. Genetiker und Gehirnforscher deckten lange evolvierte genetische Faktoren und neuronale Schaltkreise auf, die für Aggression verantwortlich sind (► Kap. 6, 9 und 12). Auf der anderen Seite wurden auch Hinweise auf biotische Wurzeln von Altruismus und einen historischen Rückgang von Gewalttätigkeiten gefunden (► Kap. 3 und 4). Offenbar hat die Evolution beides nebeneinander hervorgebracht: ein potenziell recht »gewalttätiges« Gehirn und moralische Regeln (Jones 2008).

Beim Hin und Her der Hoheit über den Zeitgeist und der Deutungsmacht der Theorien zur Aggressionsentstehung zwischen Natur- und Sozialwissenschaften in den letzten Jahrzehnten liegen derzeit die Naturwissenschaften an der Spitze, voran die Genetik und besonders die Gehirnforschung, die bis in die Massenmedien viel Gehör finden. Prompt schlagen nun wieder Sozialwissenschaftler zurück und wehren sich gegen derartige Erklärungsversuche und die diese instrumentalisierende Politik. Die bunten Bilder der neuen Gehirnforschung hätten nur mehr Suggestivkraft als die drögen Kurven der Ergebnisse anderer Disziplinen, seien aber nicht präziser (Becker et al. 2008). Allerdings sind es meist nicht die durchaus methodenkritischen Naturwissenschaftler selbst, sondern ihre Popularisatoren, die diese Befunde wie Quantensprünge an Erkenntnis feiern. Demgegenüber wird der in der Soziologie immer noch verbreiteten aufgeblähten Wissenschaftsprosa vorgeworfen, sie rede oft bescheidene Untersuchungsmethoden und Erkenntnisse groß. Auf jeden Fall sind die methodischen Bedingungen und Beschränkungen, unter denen alle Disziplinen arbeiten, bei der Wertung

ihrer Forschungsergebnisse zu berücksichtigen. Den Wissenschaftlern sind diese komplizierte Bedingtheit und die methodischen Restriktionen klarer als Journalisten und Politikern, die an einfachen Ergebnissen unter Missachtung ihres Zustandekommens interessiert sind.

Eine eindrucksvolle bildliche Darstellung für die gegenläufigen Pfade der Erkenntnis durch die verschiedenen Ebenen der Welt und die sie erforschenden wissenschaftlichen Disziplinen liefert ein kleiner Film aus dem Studio der berühmten Designer Charles und Ray Eames mit dem Titel *Zehn Hoch* (*Powers of 10*; Eames u. Eames 1977).

Die erste Einstellung des Filmes zeigt ein Paar, das auf einer Wiese Picknick macht. Diese Personen werden in der Perspektive der *Lebenswelt* dargestellt, in der wir andere im Alltag sehen. Die Kamera entfernt sich dann von dieser Szene mit zunehmender Beschleunigung nach oben. Alle paar Sekunden verzehnfacht sich der Abstand. Während die Kamera von dem Paar wegzoomt, weitet sich der Blick zunächst auf einen Park, in dem es sitzt. Dann gerät ein benachbarter Bootshafen in Sicht, es folgt eine Großstadt an einem Gewässer, was sich mit zunehmender Entfernung der Kamera als Chicago am Michigan-See entpuppt. Der Horizont erweitert sich auf Nordamerika, dann die ganze Erdkugel, die immer kleiner wird und zu einem Pünktchen im Weltall schrumpft. Nach und nach kommt die Umlaufbahn der Planeten in den Blick, die Sonne, dann reduziert sich auch das ganze Sonnensystem zu einem Tüpfelchen – eines unter vielen Sonnensystemen. Man erkennt Sternbilder, die Milchstraße, andere Galaxien, die wiederum zu Pünktchen unter anderen schrumpfen. Schließlich hält die virtuelle Kamera an den Grenzen des bisher erforschten Weltalls inne. Von diesem Rand des *Makrokosmos* stürzt die Kamera dann denselben Weg zurück durch die Sternenvwelt auf die Erde und auf das auf der Wiese sitzende Paar. Der Zuschauer ist wieder auf der Ebene der alltäglichen Lebenswelt angekommen.

Nun wird die Bewegungsgeschwindigkeit der Kamera abgebremst, bis sie ganz langsam auf die Hand des Mannes fokussiert ist. Dann zoomt sich die Kamera immer näher in den *Mikrokosmos* hinein – der Abstand zum Objekt reduziert sich in Sekundenschnelle. Der Blick bohrt sich in Haut-

partikel der Hand und dringt dann mikroskopisch immer tiefer in Zellschichten, Kollagen, Kapillaren und Blutkörperchen ein, durchstößt die Wand eines Zellkerns und gelangt zur DNA-Doppelspirale. Es folgen nacheinander immer kleinere Welten: Moleküle, der Elektronenschwarm eines Atoms. Durch eine schier unendliche Leere wie im Weltall geht es zum Atomkern, darin zu Protonen, Neutronen und schließlich den Quarks – den kleinsten zur Entstehungszeit des Filmes bekannten Elementarteilchen im Mikrokosmos.

Dieser Film führt sehr anschaulich die unterschiedlichen Gradienten von Makro- und Mikrokosmos vor, die Größenordnung der Weltausschnitte bewegt sich zwischen 10^{24} und 10^{-16} Metern – daher der Name des Filmes *Zehn hoch*. Er beginnt auf der lebensweltlichen Ebene mit Personen, die in einer Umgebung agieren (Picknick im Park) – der Blick der Psychologie. Dann bezieht der Film immer weitere Umwelten ein, die Nachbarschaft, die Stadt, das Land – der Horizont der Sozialwissenschaften. Die weiteren Perspektiven auf die ganze Erde und ihre Bewegungen im Weltall haben Geographen, Klimaforscher, Astronomen usw. Der dem entgegen gesetzte Blick senkt sich immer tiefer unter die Haut – wie die Biologie, die Genetik, die Biochemie und die Atomphysik.

Nach dieser multiplen Erkenntnisstrategie soll in diesem Buch auch auf *Aggression* und *Gewalt* geschaut werden. Anders als bei der Reihenfolge im Film folgt auf die Betrachtung der alltäglich-lebensweltlichen bis exzeptionellen *Erscheinungsformen* von Aggression zuerst eine Reise *nach innen*, in den Mikrokosmos der *biopsychischen Überlebensmechanismen*, *Gehirnaktivitäten*, *psychischen Prozesse* und dahinter wirksamen *genetischen Strukturen*, die – teils in Wechselwirkung mit der Umwelt – zu Aggression motivieren. Danach geht die Reise in den Makrokosmos, zu den *äußeren Bedingungen* der Aggressionsentstehung in den *Sozialisationsprozessen* und der *weiteren Umwelt*. Diese mikro- und makroräumlichen Perspektiven werden ergänzt durch eine *zeitliche*: die kurze Lebensgeschichte, die längere Sozialgeschichte und die sehr lange Evolutionsgeschichte, in denen sich die Mechanismen von Aggression und Gewalt in ihre konkreten Ausformen entwickelt haben.

2.2.2 Analyseebenen für Aggression und Gewalt – Ein erstes Modell

Zur Erklärung von Aggression und Gewalt haben die beteiligten Wissenschaften theoretische *Modelle* konstruiert. Die Aufgabe solcher Modelle ist die Reduktion der Komplexität des jeweiligen Ausschnitts der Welt auf eine Kurzform, die die als wichtig angenommenen kausalen Elemente und die Art ihrer Verbindungen untereinander zusammenstellt. Wenn entsprechende vertiefte empirische Erkenntnisse vorliegen, können die Beziehungen zwischen den Elementen solcher Modelle in formalisierter bis mathematischer Form aufgestellt werden (wozu die Aggressionsforschung noch kaum in der Lage ist). Als Grundbestandteile eines Modells für Aggression und Gewalt, dem auch die Kapitel dieses Buches folgen, nehmen wir an (■ Abb. 2.1, von rechts nach links betrachtet):

- (A) Ausgangspunkt sind die alltäglich-lebensweltlichen *Erscheinungsformen* individueller und kollektiver, impulsiver und geplanter Aggression und Gewalt (► Kap. 2 und 3).
- (B) Auf der Ebene der individuellen Persönlichkeit geht es dann um den *Mikrokosmos*, um die aktuell wirksamen *biopsychischen Überlebensmechanismen* – wie eine Person Bedrohung, Provokation, Stress und Frustration verarbeitet, indem sie erstarrt, flieht oder angreift (► Kap. 4).
- (C) Parallel dazu geht es auf der Ebene der *Gesellschaft* um die *soziale Dynamik* und die *Mechanismen* von *Aggressionssituationen* – von den Vorbedingungen, Krisen und motivierenden Auslösern über Katalysatoren und Eskalationsprozesse bis zu den Folgen (► Kap. 5).
- (D) Zurück auf der Ebene der Persönlichkeit kommen Mechanismen in *Gehirn* und *Psyche* ins Spiel – neurale Prozesse, Emotionen und Kognitionen, die auf die Motivation zu Aggression einwirken (► Kap. 6–8).
- (E) Danach wird die Wirkung der *Gene* betrachtet, die teils in der Interaktion mit Umweltfaktoren nicht nur Gehirn und Psyche beeinflussen (► Kap. 9 und 10), sondern auch
- (F) auf die *Ontogenese* einwirken, also die individuelle Entwicklung der Persönlichkeit in Richtung Aggressivität (► Kap. 11).

- (G) Wiederum dahinter ist die *Phylogenese* am Wirken, die Stammesgeschichte aggressiver Verhaltensformen (► Kap. 12).
- (H) Auf der Ebene der *Gesellschaft* geht es dann um die *Sozialisation* durch die gesellschaftliche Umwelt – Familien, Schulen, Gleichaltrige (Peers) und Medien (► Kap. 13 und 14) –
- (I) sowie um die Wirkungen der *weiteren Umwelt* physischer, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher, kultureller und politischer Art und ihrer Geschichte auf die Entstehung von Aggression (► Kap. 15).

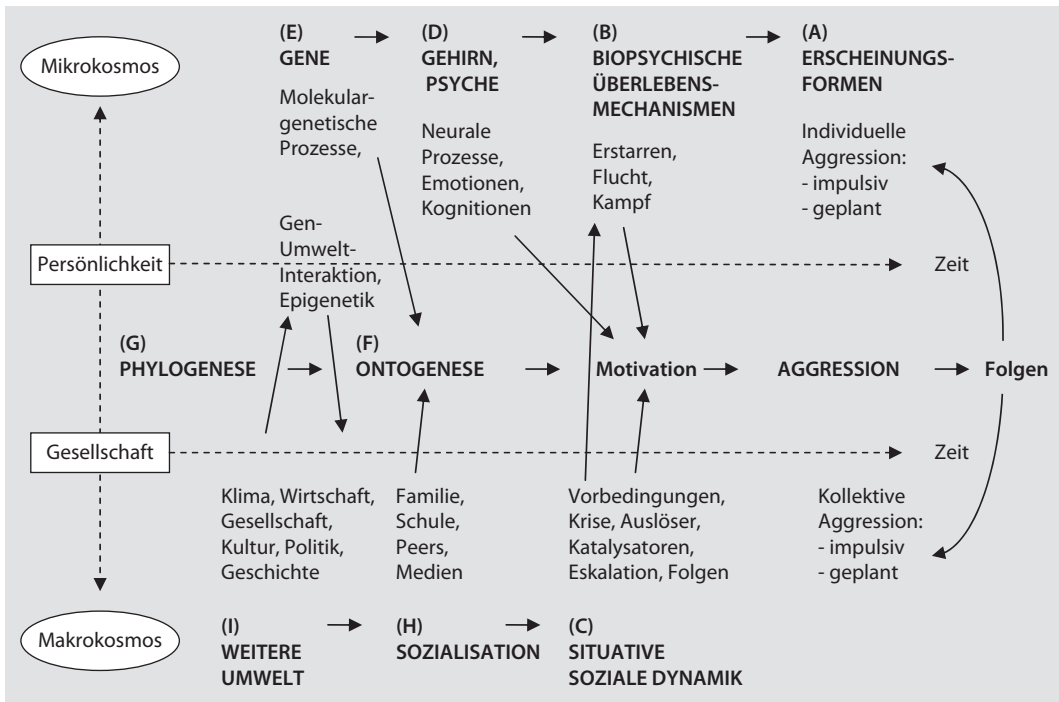
Ergänzt wird diese Darstellung des aktuellen interdisziplinären *State of the Art* zur vorwiegend individuellen und mikrosozialen Aggression durch eine Zusammenfassung der Erkenntnisse zu *kollektiver Gewalt*, insbesondere zu *Kriegen* (► Kap. 16), sowie durch Überlegungen dazu, was aus einem derartigen, von Forschungsergebnissen gespeisten *bio-psycho-soziologischen Verursachungsmodell* (► Kap. 17) für die *Prävention* von Aggression und Gewalt abgeleitet werden kann (► Kap. 18).

Die verschiedenen Ebenen im Modell – Persönlichkeit und Gesellschaft bzw. Gehirn und Umwelt – sind durch Kausalprozesse und Wechselwirkungen verbunden. Die Familien- und die Persönlichkeitsgeschichte, die Entfaltung des Gehirns und die Prozesse in seiner Umwelt spielen zusammen – oder gegeneinander –, wenn es um die Hervorbringung von Aggression geht.

Wie kann man in einem solchen Modell zur Erklärung von Aggression und Gewalt die *Elemente* und ihre *Verbindungen* konzipieren? Soll man von Potenzialen, Strukturen, Systemen, Prozessen, Mechanismen oder Konflikten sprechen? Ein Blick in den Stand verschiedener Wissenschaften soll das klären.

2.2.3 Bio-psycho-soziale Mechanismen

Mit der Suche nach wissenschaftlichen *Gesetzen*, die klare, mathematisch formulierbare Zusammenhänge zwischen verschiedenen Variablen beinhalten, wie beispielsweise in der Physik, haben sich die Wissenschaften, die mit lebenden Objekten



■ **Abb. 2.1** Modell der Analyseebenen für Aggression und Gewalt (© Wahl 2009)

zu tun haben – von der Biologie bis zur Soziologie – schwer getan (also die Wissenschaften, in denen Aggression und Gewalt thematisiert werden). Hier wurden immer wieder Ausnahmen von zuvor als Regel angenommenen Zusammenhängen sowie komplizierte Wechselwirkungen entdeckt, und in den geschichtlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Bereichen ist die Variation der Erscheinungen so beträchtlich, dass gesetzessuchende Theorienbildung bislang an Grenzen gestoßen ist. Auswege aus dieser Problematik wurden immer wieder gesucht, etwa in Form von »Theorien mittlerer Reichweite« oder von relativ abstrakten Systemtheorien.

Von Systemtheoretikern gibt es den Vorschlag, die Welt als eine Anzahl von separaten Systemen (Organismus, Psyche, Gesellschaft) zu betrachten. Manche dieser Autoren lenken dann das Interesse mehr auf die innere Dynamik der einzelnen Systeme als auf die Verbindungen zwischen ihnen. Der Protagonist hierfür ist der Soziologe Niklas Luhmann, der sich vor allem dafür interessiert, was er Geschlossenheit, Selbstreferentialität und Autopoiesis von Systemen nennt. Systeme stehen

für ihn primär in einer Art innerem Dialog mit sich selbst bzw. beschäftigen sich vorwiegend mit sich selbst (Luhmann 1984): Das soziale System (die Kommunikation der Gesellschaft) läuft ihren eigenen Regeln gemäß ab und kommt erst einmal ohne die Feinheiten des psychischen Systems (das Bewusstsein der Individuen) aus. Auch die Psyche ist vor allem mit sich selbst beschäftigt und benötigt kaum die Details des organischen Systems (Gehirn, Körper). Für eine solche Annahme der Selbstreferentialität der einzelnen Systeme spricht, dass diese tatsächlich in hohem Maße als mit sich selbst befasst erscheinen. (Stoffwechselprozesse im Körper sowie neuronale Prozesse im Gehirn laufen zum größten Teil ohne Input und Output in Bezug auf die Umwelt ab; die Abläufe in einer großen sozialen Organisation erfolgen weitgehend ohne Beeinträchtigung durch die psychischen Besonderheiten ihrer individuellen Mitglieder.) Doch auch Luhmann muss schließlich Wechselwirkungen zwischen den von ihm konzipierten Systemen annehmen. Ein exquisites Beispiel dafür stellt die *physische Gewalt* dar. In ihr sieht er einen *symbiotischen Mechanismus*

am Werk: Die Evolution habe diese soziale Systemstruktur geschaffen, weil sie leicht aufzubauen sei, viele Verwendungsmöglichkeiten biete, auf einem organischen Prozess basierend rasch zu strukturieren, aber auch offen definierbar sei. Die bloße Drohung mit physischer Gewalt reicht dem politischen Machtsystem meist aus, gesellschaftliche Ordnung zu schaffen (Luhmann 1984, S. 357 ff.; 1974).

An dieser Stelle interessieren nun nicht die Feinheiten, mit denen Luhmann diesen »symbiotischen Mechanismus« ausstaffiert, sondern primär die Verwendung des Begriffs *Mechanismus*, um Abläufe im einen System (Gesellschaft) mit solchen in anderen Systemen (Körper, Gehirn) zu verbinden (ansonsten beschreibt er die Verhältnisse zwischen den unterschiedlichen Systemen als »Interpenetration«). Der Begriff »Mechanismus« taucht in immer weiteren Wissenschaften auf (Tabery 2004) und erscheint auf den ersten Blick als unscharfe Allzweckmetapher, die von Disziplin zu Disziplin und von Autor zu Autor keineswegs identisch verwendet wird. Doch es gibt auch einige Konvergenzen, die sich weniger in expliziten Definitionen des Begriffs als in seiner Verwendung äußern. So wird von Mechanismus meist da gesprochen, wo es um das spezifische Zusammenwirken mehrerer Elemente für ein bestimmtes Ergebnis geht. Oft wird angenommen, die Zusammenhänge seien so komplex, dass für eine mathematische Modellierung auf nichtlineare Differentialgleichungen zurückgegriffen werden müsse oder dass bislang keine mathematischen Modelle aufgestellt werden konnten. Manchmal wird das Mechanismuskonzept wie der Begriff des Systems benutzt, manchmal als Teil davon.

Jon Elster grenzte den Mechanismusbegriff für biopsychische Bereiche gegenüber zwei Seiten ab: Auf der einen Seite geht es nicht um »Mechanismen« im strengen Sinne der Technik, wo ein Bestandteil eine exakte Wirkung bei einem anderen Bestandteil hat (z. B. aus der Drehbewegung eines Maschinenteils über eine Pleuelstange eine senkrechte Bewegung eines anderen Teiles entsteht, was sich mathematisch genau beschreiben lässt). Es geht damit also nicht um Vorgänge, die sich mit *naturwissenschaftlichen Gesetzen* genau beschreiben lassen und Vorhersagen erlauben (Beispiel: Unter den Bedingungen C₁ und C₂ kommt es immer zum Effekt E). Auf der anderen Seite sieht Elster

Mechanismen als präzisere Modelle einer Wirklichkeit an als bloße *Beschreibungen* oder die Annahme einer Black Box. Biopsychische Mechanismen betrachtet er als komplexe Systeme, in denen häufig vorkommende Kausalmuster zu beobachten sind, die unter unbekannten Bedingungen oder mit unbestimmten Konsequenzen ausgelöst werden (z. B. unter den Bedingungen C₁ und C₂ kommt es manchmal zum Effekt E, manchmal zu F oder G). Daher müssen zusätzliche situationsübergreifende Kausalitäten dazukommen, um eine *spezifische* Wirkung zu erzeugen. Als Beispiel verweist er auf unterschiedliche Reaktionen bei Furcht: Bestimmte Umgebungsreize können eine von drei sich ausschließenden Reaktionen auslösen: Kampf, Flucht oder Bewegungsstarre. Unter welchen Umständen, bei welchem Auslöser kommt es zu welcher dieser drei Reaktionsmöglichkeiten? Auf einen schmerzhaften Schock hin werden Tiere motorisch aktiv bzw. aggressiv *oder* laufen davon. Auf einen anderen Reiz hin, der mit einem Schock assoziiert wird, werden sie eher still bleiben. Hier werden zwei verschiedene Gehirnmechanismen mit verschiedenen Auslöserbedingungen in Aktion gesehen, eines für Aktivität bzw. Aggression und eines für Erstarren. Doch für die andere Alternative zwischen Kampf oder Flucht (*fight or flight*) gibt es keinen klaren Auslöser. Hier muss ein gemeinsamer Mechanismus für *fight or flight* angenommen werden, der einen großen Kontext des Auslöserreizes (die unbekannten Bedingungen) prüft, bevor er sich (z. B. je nach der Vorerfahrung in ähnlichen Situationen) für eine der Alternativen entscheidet (Gray 1991, S. 244, 255; ► vgl. auch Kap. 4 in diesem Buch). Man kann mit Mechanismen also nachträglich etwas erklären, aber nicht unbedingt vorhersagen. Elster plädiert für bestimmte Wissensgebiete somit mangels einer besseren Alternative für die Verwendung von *Mechanismen* statt von wissenschaftlichen Gesetzen. Doch er skizziert auch Wege, um Mechanismen zu den präziseren Gesetzmäßigkeiten weiterzuentwickeln. Eine Möglichkeit dazu sieht er in der mathematischen Katastrophentheorie. So beschreibt etwa das Kuppen- oder Spitzen-Katastrophen-Modell (*cusp bifurcation*) das Verhalten einer abhängigen Variablen als Funktion zweier unabhängiger Variablen. Dieses Verhalten kann – bildlich gesprochen – auf den Falten einer mathe-

matischen Landschaft zwischen polarisierten Möglichkeiten hin und her springen. Im Beispiel zuvor waren das Flucht und Kampf. Ein anderes Beispiel wäre, dass bei zunehmendem sozialem Druck die Konformität zunimmt oder abnimmt – oder das eine ins andere umschlägt (Elster 1998).

Insofern stellt der Begriff des Mechanismus beim jetzigen Stand der Aggressionsforschung in verschiedenen Disziplinen (von der Neurobiologie bis zur Soziologie) wohl den allgemeinsten Ausdruck dar, um Zusammenhänge *in* einzelnen Systemen oder Teilsystemen (z. B. zwischen präfrontalem Cortex und limbischem System im Gehirn) sowie *zwischen* Systemen (z. B. zwischen Familienerziehung und aggressionsfördernden Emotionen des Kindes) darzustellen. Der Mechanismusbegriff bezieht sich auf Input- und Output-Prozesse, kann die Wirkung mehrerer Fakto-

ren erfassen, alternative Konsequenzen benennen, parallele und serielle Prozesse beschreiben, Ergebnisse unter kontrollierbaren Bedingungen mit bestimmten Wahrscheinlichkeiten prognostizieren und somit eine Reihe von Vorgängen in bisherigen Black Boxes mehr oder weniger aufhellen. Das komplizierte Netz der Faktoren, die letztlich zu aggressivem Verhalten führen, ist somit als eine *Verkettung von Mechanismen* zu betrachten, die in und zwischen den unterschiedlichen Ebenen von Evolution, Genen, Geschichte, Gesellschaft, Kultur, Sozialisation, Ontogenese, Gehirnprozessen, Emotion, Kognition, Motivation, Verhalten und seinen Folgen wirksam sind: *bio-psycho-soziale Mechanismen*. Dabei handelt es sich meist nicht um einfache lineare Zusammenhänge, sondern um weiche Kopplungen bzw. Verbindungen mit bestimmten Anschlusswahrscheinlichkeiten.

Aggression und Gewalt

Ein biologischer, psychologischer und
sozialwissenschaftlicher Überblick

Wahl, K.

2009, X, 204 S., Hardcover

ISBN: 978-3-8274-2388-7